

... Sir Patrick Stewart  
... Michelle Hurd  
AUS „PICARD“

**M**ister Stewart, seit Jean-Luc Picards letztem Auftritt in dem Film „Star Trek: Nemesis“ sind 18 Jahre vergangen. Was hat Sie dazu bewogen, die Rolle nun in der Serie „Star Trek: Picard“ wieder zu übernehmen?

**Patrick Stewart:** Die Antwort ist einfach – und ein wenig grausam. Weil die Figur nicht mehr Jean-Luc Picard ist, so wie wir ihn kannten. Die 18 Jahre haben ihn sehr geprägt: Verluste, Drama, Politik und das Misstrauen gegenüber der Welt haben ihn zu einem anderen Menschen werden lassen. Zu einem Mann, der auf seinen Weinberg blickt. Doch so schön dieser Blick auch ist, und so reizvoll diese Existenz erscheint, im Grunde ist es nicht das, was Jean-Luc Picard vom Leben erwartet. Es gibt aber nichts, was er dagegen tun kann. Früher hatte er das Kommando, jetzt hat er es nicht mehr. Das fand ich faszinierend. Es geht um den Menschen, nicht den Captain.

**Sie sprachen gerade von Politik. Gibt es in der Serie Bezüge zur heutigen, realen Welt? US-Präsident Donald Trump, der Brexit, ein sich nicht nur in Europa ausbreitender Neofaschismus?**

**Patrick Stewart:** Indirekt ja. Sie soll kein direktes Spiegelbild unserer heutigen Gesellschaft sein, aber es werden Bezüge hergestellt. Das Problem der Flüchtlinge in der Welt ist ein sehr wichtiges Element in der gesamten Staffel. Auch in der Föderation (*die Vereinte Föderation der Planeten im „Star Trek“-Universum; Anm. d. Red.*) hat sich Schlimmes ereignet.



Wir haben so hervorragende Autoren, die zwar nicht über die Tragödien der realen Welt schreiben, trotzdem sind diese ein Teil der Story. Wenn man nach ihnen sucht, findet man sie. Und wer „nur“ ein Drama mit einer großartigen Story und interessanten Charakteren sehen möchte, findet auch das.

**Michelle Hurd:** Das ist ein wichtiger Punkt. Ich denke, man kann diese Serie nicht schreiben, ohne davon beeinflusst zu werden, was gerade passiert. In gewisser Weise fließt es in die Geschichte ein. Mir ist es allerdings lieber, wenn man nicht danach sucht. Wir alle werden jede Minute überflutet von dem ganzen Wahnsinn des Tages. Und mit „Picard“ geben wir dem Zuschauer eine Art Ruhepause. Er kann sich zurücklehnen, der Wirklichkeit entfliehen und Hoffnung schöpfen. Auch wenn die theatrale Erzählung ein wenig vertraut erscheint und die momentane Stimmung in ihr nachhallt.

**Miss Hurd, Sie waren in einigen anderen Serien zu sehen, wie „The Glades“ und „Blindspot“. In „Star Trek“ spielen Sie Raffi Musiker, eine frühere Vertraute Picards. War die Arbeit an diesem bedeutsamen Franchise besonders?**

**Michelle Hurd:** Meine Güte, ja! Nicht von dieser Welt. Es ist, als wäre ich zu einer wirklich fantastischen Achterbahnfahrt eingeladen worden, von der ich aber nicht wusste, wie unglaublich sie werden würde. „Picard“ ist anders als alle Serien, in denen ich bislang mitgespielt habe. Und ich muss sagen, hauptsächlich wegen dieses Mannes, der hier neben mir sitzt. Patrick ist unglaublich. Großzügig, charmant, unterstützend. Und das vermittelt er, sobald er einen Set betritt. Es ist einfach ansteckend.

**Was für ein Kompliment, Mister Stewart. Jean-Luc Picard ist ein sehr rationaler Mensch mit einer großen Leidenschaft für Philosophie. Haben Sie als Mensch etwas von diesem Charakter gelernt?**

**Patrick Stewart:** Da ist tatsächlich eine Sache. Das sagen auch Menschen, die mich gut kennen. Ich habe gelernt, zuzuhören. Viel besser, als ich es früher getan habe. Jean-Luc Picard ist ein großer

Zuhörer. Er würde sagen „Erzähl mal!“, dann still sein und alles aufsaugen, was man ihm erzählt. Und ich glaube, mir ist endlich klar geworden, dass ich das in meinem Leben nicht oft genug getan habe. Ich war schon immer eigenwillig. Seit dem Ende von „Star Trek: The Next Generation“ im Jahr 1994 hat sich vieles verändert. Das Leben ist schneller geworden, hektischer. Die Art des Storytellings hat sich ebenfalls verändert. Inwiefern ist „Picard“ anders?

**Patrick Stewart:** Die Hauptfigur hat keinen Job. Picard betreibt zwar ein Weingut, hat aber Leute, die alles für ihn erledigen. Und wenn es eine Sache gibt, die mich persönlich in Panik versetzt, ist es die Aussicht, in der Zukunft keine Arbeit zu haben. Was soll ich dann tun? Das ist Picard passiert – und er ist verloren. Er ist unglücklich, wütend, bemitleidet sich sogar ein bisschen selbst.

**Bezüglich der Jobwahl: Wenn Sie es sich aussuchen könnten – oder müssten –, für welchen „Star Wars“-Charakter würden Sie sich entscheiden?**

**Michelle Hurd:** „Star Wars“? Was ist „Star Wars“?

**Patrick Stewart:** „Staaaaar Warrrrrrs“ ... Das ist ein anderes Sci-Fi-Franchise. Der ein oder andere kennt es vielleicht?

**Patrick Stewart:** Ich glaube, ich würde Harrison Fords Rolle nehmen.

**Michelle Hurd:** Han Solo, das hätte ich jetzt auch gesagt.

**Warum Han Solo?**

**Patrick Stewart:** Wir beide sind sehr verschieden, das mag ich. Vor einer Weile habe ich einige Interviews mit Harrison gesehen, wahrscheinlich hat er etwas promotet. Da habe ich beschlossen, die Harrison-Ford-Technik des Interviewwerdens weiterzuentwickeln: Verharren. Komplet. Mit leerem Gesicht. Und sehr, sehr wenig sagen.

**Ich bin wirklich sehr froh, dass Sie es nicht getan haben.**

**Patrick Stewart:** Meine Frau würde sonst sagen: Komm aus deiner Harrison-Ford-Welt und sei du selbst! *Sven Wiebeck*

▶▶▶ Da „Star Trek: Picard“ vorab nicht zu sehen war, folgt die Kritik im nächsten Heft

»ICH HABE GELERNT, ZUZUHÖREN. MIR IST ENDLICH KLAR GEWORDEN, DASS ICH DAS IN MEINEM LEBEN NICHT OFT GENUG GETAN HABE. ICH WAR SCHON IMMER EIGENWILLIG«

PATRICK STEWART



# »ES WAR WIE EIN SPRUNG ZURÜCK IN DIE KINDHEIT«

**INTERVIEW** Zwischen den Proben für das Theaterstück „Drei Mal Leben“ am Berliner Ensemble haben wir mit August Diehl über die Dreharbeiten von „Ein verborgenes Leben“ gesprochen

**T**errence Malick ist nicht irgendein Regisseur. Wie haben Sie die Dreharbeiten mit ihm empfunden?

Als eine ganz, ganz tolle, einmalige Arbeit. Wir haben gar nicht so lange gedreht, acht Wochen, aber es fühlte sich viel länger an und ist für mich immer noch ein besonderes Erlebnis. Ich habe nie einen Film auf diese Art gedreht wie mit Terry.

**Was war das Besondere daran?**

Erst einmal er selbst. Als Mensch, als Charakter, wie er sich öffnet. Wie er einen einlädt, auf eine Suche zu gehen, mit ihm zusammen, und den Film wirklich gemeinsam zu machen. Man hat als Schauspieler eine ungemein große Verantwortung bei ihm. Ich musste mich erst einmal daran gewöhnen. An die ganz langen Takes und die teilweise undefinierte Suche nach bestimmten Momenten, Gefühlen. Daran, dass man eigentlich komplett in diese Welt eintaucht. Ich kann mich erinnern, dass ich nach ein paar Wochen eher als Bauer gedacht habe denn als Schauspieler, der eine Szene spielt. Ich habe morgens im Auto gesessen und gedacht: Ich muss gleich das Heu noch umdrehen da oben am Hang, sonst fault das. Ich muss die Sense noch schärfen, den Brunnen noch ausheben. Und das ist eine ganz andere Art als sonst beim Film, wo man sich auf einzelne Szenen konzentriert. Hier war man sehr stark mit dem Leben selbst beschäftigt.

**Das heißt, auch durch den poetischen Bezug zur Natur wird ein komplettes Wahrnehmungsumfeld geschaffen?**

Ja. Und wir haben, was ich so auch noch nie gemacht habe, die Geschichte relativ chronologisch gedreht und den Film in Berlin beendet. Als ich dort im Gefängnis war, wusste ich also, ich komme nicht zurück nach Südtirol. Und ich fing an, diesen Ort wirklich zu vermissen, die Berge, die Natur. Das hat wahnsinnig geholfen. Man ist tatsächlich auf diese Reise gegangen.

**Klingt nach einer Art ungewolltem Method Acting. Gehen Sie sonst ähnlich in Ihren Rollen auf?**

Na ja, ich mache das nun schon viele Jahre. Natürlich gibt es eine bestimmte Methode, wie man sich Rollen

nähert, und die ist immer relativ ähnlich. Doch, es geht schon darum, aufzugehen in einer Rolle und sie zu leben, klar.

**Sie sind auf einem abgelegenen Hof in der französischen Auvergne aufgewachsen. Wurden Sie hier daran erinnert?**

Ja, sehr. Das hat mir geholfen. Und war wie ein Sprung zurück in die Kindheit. Das Kindliche ist eben auch ein sehr wichtiger Aspekt bei der Figur des Franz Jägerstätter. Ein Kind, egal aus welchem Kulturkreis, weiß immer ganz genau, was richtig und was falsch ist. Nirgends auf der Welt muss man Kindern beibringen, dass Menschen umzubringen etwas Schlechtes ist. Das ist für sie ganz logisch. Und es ist gerade diese kindliche Kraft, die ich so stark finde bei Franz. Und der Dreh hat das alles wieder hochgeholt bei mir, mich still gemacht, mich kindlich gemacht.

**Sie haben gerade vom gemeinsamen Suchen gesprochen.**

**Geht es bei Ihrer Arbeit mehr ums Suchen oder Finden?**

Ich glaube, es geht immer mehr um das Suchen. Auch bei einer Theaterarbeit ist es spannender, suchende Schauspieler auf der Bühne zu sehen und nicht Leute, die dauernd etwas finden. Das ist relativ schnell langweilig. Das Suchende und das Unsichere, etwas nicht genau zu wissen, hat einen großen Unterhaltungswert, auch von außen betrachtet. Terry war sehr stark darauf fokussiert, dass Franz Jägerstätter kein frommer Katholik ist, der weiß, dass er recht hat. Sondern jemand, der zweifelt und den Widerspruch in seinem Handeln sieht. Er sollte keine Christus-Figur sein.

**Sondern eine politische Figur.**

Zu der er zwangsläufig aufgrund seiner persönlichen Entscheidung wird. Und das ist auch der Unterschied zu vielen anderen, die im organisierten Widerstand waren. Ihm ging es letztlich darum, Nein zu sagen. Und wie stark sein Nein in der Welt steht, ist das Spannende an der Geschichte. Man braucht ja anscheinend doch kein Gandhi zu sein, um die Welt aus den Angeln zu heben. Es genügt manchmal, einfach nicht mitzumachen. *Interview: Sven Wiebeck*



## » ICH WEISS, WIE STRENG ICH MIT MIR SELBER BIN «

**INTERVIEW** Mit Clemens Schick („Arctic Circle“) als Johannes von Reinhardt stößt ein prominenter Name zum Ensemble

Die erste Staffel von „Das Boot“ war international sehr erfolgreich. Haben Sie, als wichtiger Neuzugang, dadurch einen großen Druck verspürt? Eine Verantwortung. Es ist ein bisschen so, als wenn ein neuer Kapitän eine erfolgreiche Fußballmannschaft übernimmt. Man muss sich vor den Kollegen beweisen, aber auch vor sich selbst. Was war schwieriger?

Ich weiß, wie streng ich mit mir selber bin. Ich weiß nicht, wie streng die Kollegen mit mir waren. So ein U-Boot ist eine schauspielerische, aber genauso eine physische Herausforderung. Man ist auf einem sehr engen Raum mit vielen Kollegen zusammen, lass es zehn oder fünfzehn Schauspieler sein. Dann kommt das Team dazu. Zudem haben wir auf Malta bei über dreißig Grad den Winter 1943 nachgespielt, im Kostüm für Minusgrade. Für mich war es eine der physischsten Herausforderungen, die ich beruflich bislang stemmen musste.

Wie lange haben Sie in dieser Enge am Stück verbracht?

Die Innenaufnahmen im U-Boot haben wir im Studio in Prag gedreht. Klar mussten wir für Umbauarbeiten immer wieder mal raus, haben aber ganze Drehtage in dieser Büchse verbracht.

Hat man da irgendwann eine Idee davon bekommen, wie es in einem echten U-Boot riechen könnte?

Hat man! Und neben dem Geruch von der gnadenlosen Intimität, in der man wochenlang ge-

meinsam unterwegs war. Das Einzige, und das war das Privileg des Kapitäns, war ein Vorhang. Immer ausgeliefert zu sein, aber auch Verantwortung füreinander zu haben – diese Mischung zu leben wäre in der Wirklichkeit die größte Herausforderung für mich. Sie haben anfangs von Verantwortung gesprochen. Spüren Sie die auch mit Blick auf die historische Nazithematik und die aktuelle politische Situation?

Für mich geht es bei der Thematik nur um eins: Für mich ist dies eine pazifistische Serie. Weil sie, und insbesondere meine Rolle, die Sinnlosigkeit von Krieg und von unüberprüfem Gehorsam zeigt. Das ist für mich als eigenverantwortlicher Mensch die wichtigste Botschaft. Und solange die da steht, unterschreibe ich es. Im Grunde ist es umso wichtiger, dass eine Produktion wie diese gerade jetzt gezeigt wird. Meine Figur hinterfragt, wofür sie lebt. Die Frage sollten wir uns, die müssen wir uns auch alle stellen. Natürlich ist es etwas anderes, ob ich dies als Soldat in einem mörderischen Krieg in den 1940er-Jahren tue oder heute. Sie haben sich schon früher mit dem Thema Krieg auseinandergesetzt, waren 2009, 2011 und 2012 bei den deutschen Truppen in Afghanistan und haben ein Solothaterstück aufgeführt. Warum?

Weil ich damals Rot-Grün gewählt habe und Rot-Grün über die ersten Einsätze in Afghanistan

mit entschieden hat, wenn nicht entschieden hat. Ich wollte mich dieser Kausalkette aussetzen.

Also dass ich sage: Ich wähle eine Regierung, und die entscheidet, dass Soldaten in einen Krieg gehen. Und wie verhalte ich mich als Künstler dazu, was mache ich? Dann habe ich überlegt: Warum gehe ich nicht einfach an das Ende dieser Kette und spiele dort Theater – um die Soldaten zu unterhalten, aber auch um mich mit ihnen auseinanderzusetzen. Haben Ihnen die dort gemachten Erfahrungen hier geholfen?

Bevor ich nach Afghanistan gegangen bin, hatte ich mehr Klischees bezüglich Soldaten im Kopf als danach. Ich habe es mir im Vorfeld etwas zu einfach gemacht. Und dieses, wie soll ich sagen, Verantwortungsgefühl, das sie füreinander haben, das konnte ich sicherlich mit in die Rolle übernehmen. Im Grunde haben wir bis heute zu Recht ein schwieriges Verhältnis zur Bundeswehr. Ein schwieriges Verhältnis sollte man aber klären, nicht aussitzen. Und ich wollte damals zu denen, über die ich nicht nachdenke.

Waren Sie vor dem Dreh schon einmal auf einem echten U-Boot? Nein. Aber ich war als Kind viel an der Nordsee. Für mich haben Häfen und auslaufende Schiffe schon immer eine Faszination gehabt. Sie stehen für Abenteuer und das Entdecken der großen, weiten Welt. Für eine Reise ins Ungewisse. *Interview: Sven Wiebeck*

Die U-Boot-Besatzung kämpft ums Überleben



Die Gründer der Aktivisten-Gruppe „Die Welle“ leisten spielerisch Widerstand gegen das Establishment – zunächst

FOTO: JENS KOCH

# »DIE JUGEND IST WACHER«

**INTERVIEW** Bereits 2008 hat Regisseur Dennis Gansel („Mechanic: Resurrection“) auf der Basis des Schulexperiments „The Third Wave“ aus dem Jahr 1967 den Film „Die Welle“ inszeniert. Die Serienversion hat er nun mitkreiert und -produziert

**D**ie Serie befasst sich im Kern nicht wie das Sozialexperiment in den USA damals und Ihr Film von 2008 mit der Entstehung faschistischer Strukturen, sondern mit anderen Themen. Warum?

Wir wollten eine Serie machen, die sich an Jugendliche richtet, die aber auch eine Relevanz hat. Und als wir, wie damals für den Film, an Schulen gegangen sind, haben wir festgestellt, dass sich die Einstellung der Jugend doch stark verändert hat. Ich würde mal behaupten, dass so ein Experiment 2008 vielleicht noch funktioniert hätte, heute wäre das wahrscheinlich schwieriger. Ich glaube, es würde sehr schnell aufgedeckt werden. Die Jugendlichen waren größtenteils sehr kritisch, sehr viel politischer – und das war alles, bevor Greta Thunberg vor dem schwedischen Parlament protestiert hat.

Die Shell-Jugendstudie, die im Oktober veröffentlicht wurde und untersucht hat, wie 12- bis 25-Jährige in Deutschland aufwachsen, zeigt, dass der Klimawandel und die Umweltverschmutzung zu den beherrschenden Angstthemen zählen. Greta Thunberg kommt ja nicht aus dem Nichts, sie ist eigentlich nur die Symbolfigur, die es gebraucht hat, um das alles zu einen. Gerade durch die Wahl von Trump kam die Wende. Da haben die Jugendlichen uns gesagt: Ihr Erwachsenen habt es nicht mehr unter Kontrolle. Der Regenwald brennt, die Meere werden mit Plastik verschmutzt, und populistische Politiker werden gewählt – in den USA, Ungarn, der Türkei. Jetzt muss etwas passieren! SUVs wurden da übrigens auch schon sehr kritisch gesehen.

Das Thema Ausländerfeindlichkeit macht immerhin 52 Prozent der Befragten Angst. 9 Prozent hingegen stimmen rechtspopulistischen Positionen zu. Ist es nicht auch wichtig, wenn Sie bei der Recherche befragen: im Westen oder Osten des Landes, gut oder weniger gut gebildet?

Für „Die Welle“ waren wir an fünf Schulen. In Unna, Berlin, Hannover, München und im Umland von München. Diesmal waren es drei Schulen. Und mit Ipek Zübert hatten wir eine türkischstämmige Autorin, die noch mal einen anderen Zugang hatte. Ich denke, ein Großteil der Jugendlichen ist wirklich wacher, liberaler, vorwärtsgewandter. Natürlich haben wir aber damit zu kämpfen, dass der Populismus – auch durch die sozialen Netzwerke – stark angenommen wird.

Für mich spielt das Thema Neofaschismus in der Serie trotzdem eine überraschend kleine Rolle.

Ist das so? Finde ich gar nicht. Klar, bezüglich der NfD sind die Anleihen bei der AfD sehr deutlich. Ich finde, Horst Bernd und seine Partei, die NfD, und auch die Jugendorganisation Brigade Nord sind schon sehr präsent. Es sollte sich aber einbetten. Ich glaube, über den neuen Aufstieg des Rechtsradikalismus muss man eine eigene Serie machen.

Würden Sie die fünf Gründungsmitglieder der „Welle“ in der Serie als linke Aktivisten bezeichnen?

Ich finde, wenn du SUVs kritisch siehst, musst du nicht unbedingt links oder weit links sein. Wenn du dir die Vermüllung der Meere anerkennst – vermutlich würde mancher Mann auf einem identitären Bauernhof mit seinen vier blonden Kindern genauso unter-

schreiben: Haltet die Heimat sauber. Es sind per se Dinge, und das macht es ja so komplex, hinter die sich alle stellen können. Dass der Klimawandel ein Riesenproblem ist, ich glaube, bis auf ein paar Idioten sind sich da alle relativ einig. Muss ein Idealist naiv sein?

Wahrscheinlich schon. Nun bin ich kein Politikwissenschaftler und versuche mal von mir auszugehen. Ja, ich denke schon, dass Naivität hilft.

Wie radikal darf Protest sein? Bedarf es nicht manchmal auch einer Grenzüberschreitung, damit sich überhaupt etwas ändert?

Ich, als Dennis Gansel, würde sagen: Gewalt geht gar nicht. Und weiterhin gilt: Meine Freiheit endet dort, wo die des anderen anfängt. Aber wirst du am Freitag die Schule schwänzen müssen, um irgendwann Gehör zu finden? Wahrscheinlich schon. Es gilt also: Ein bisschen Grenzüberschreitung muss sein, um Dinge zu ändern. Aber wie weit ist zu weit? Davon handelt unter anderem die Serie.

*Interview: Sven Wiebeck*

